

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 34

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

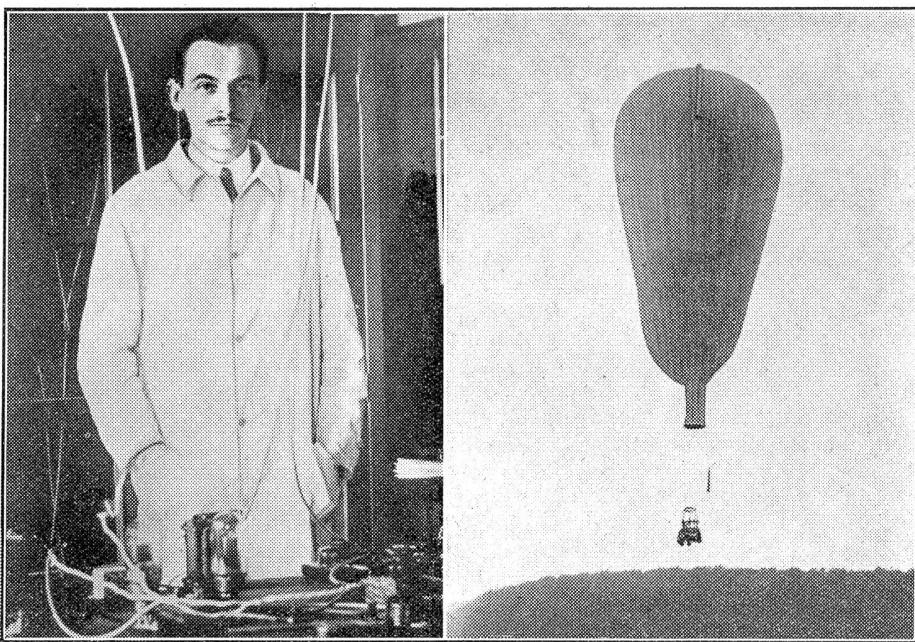
tage und Freizeit. Sie steht auch hier droben mitten in der Arbeit. „Mein Dienst gibt keine Ferien her. Die wünsche ich mir von der Zukunft.“ „Du bist wahrhaftig bescheiden“, die Zweite darauf. „Wie Aschenbrödel! Das wünschte sich von seinem Vater ein grünes Reis.“ „Ein grünes Reis, hab' ich's wohl schon“, lachte die Vor- rige bedeutungsvoll, und sie denkt, „mein Leben ist ein grünes Reis“. Sie gesteht aber nur, „meine Ar- beit! Ich gäbe sie um keinen mühe- losen Dienst, nicht um Altersversor- gung und Achtstundentag“. „Wie viel Stunden arbeiten Sie?“ fragt das Fräulein von der Schreibmaschine bedrückt. „Oh, das kommt ganz dar- auf an, das richtet sich nach den Ver- hältnissen. Rund zehn bis zwanzig, sonst gibt's nichts zu beißen.“ „Nach den Verhältnissen“, sann unser Mäd- chen. „Ach“, zum erstenmal gab sie sich offenherzig, „ich möchte das auch kennen, aber vielleicht bin ich schon zu alt und eingefahren dazu. Man kommt allmählich in den Trott.“ Sie preßt das Wort mit Ekel her- aus. Da fassen sie die andern unter dem Arm und gehen mit herzhaftem Geplauder eine mit Jo- hannisblumen und Eparlette besäte Wiese hinan. „Ich bin Pflegerin“, erzählte die Zweite. „Hier hinein kam ich, als ich zehn Jahre älter war als Sie jetzt sind, Sie Kind ... Ich sehe genau, Sie tragen den Trott — nicht mehr. Ma- chen Sie doch rechtsum fehrt. Solange es Zeit ist!“ Sie setzten sich zu dritt ins sommerheize Gras. Auf einer Bank unter der Linde, zuhöchst auf der Anhöhe mit dem Ausblick über den sonnenfunkelnden Bergsee saß eine Mutter mit ihrem roßigen Kind und stillte es. Sein eifervolles Saugen tönte wie Rüttchen.

*

„Wenn ich's mir überlege“, sann unser Mädchen müde und schwer, doch seltsam belebt beim Einschlafen, „es wäre vielleicht noch Zeit — zum Rechtsum fehrt.“ Schon um ein Uhr wachte es wieder auf und schlief nicht mehr bis am Morgen, wo es allerdings dann in tiefsten Schlaf ver- sank, satt, wie honigschwer. Ein Schlaf, der seit fünf Jahren nie vorgekommen war.

Schlaf denn, auf denn, man mußte es wagen! Der Weg viermal täglich an den Neubauten vorbei war un- möglich. Wenn man an die Hunde dachte, die mit regen- trübem Blick vor den Türschwellen lagen, oder an den Hize- glast auf der Straße, dann wurde es einem schlecht. Miets- wohnungen, Hunde, Wirtshauslautsprecher, Staub, Benzin, Adressenschreiben, alles vermengte sich zu einer einzigen Un- möglichkeit. Die Häuser würden alt, beschmutzt, etwas lang- samer, als man selbst alt und morsch würde. Nur eines, das was in ihrer Wohngegend stets die geringste Zahl aus- machte, war eine Möglichkeit, eine Lebensmöglichkeit diesem halbverfahrenen Menschenwesen: Das Kind. Sie wollte Kinder pflegen, Säuglingschwester werden.

Ein kristallischer Morgen schwang sich aus der Berg- nacht auf. Alle Quellen rauschten im Kreis. Es war das erstmal seit der Kinderzeit, daß das Mädchen wieder Quellen hörte. Es dehnt sich. Nun muß man sehen, ob Kraft genug ist für den neuen Dienst. Welche Frage! Der ganze Mensch strafft sich. Niemand würde es diesen Armen ansehen, daß sie sich eine lange zerquälte Nacht hindurch unter den schwä- lichen Nacben gelegt hatten oder über die knappatmende Brust, mit fiebrigen Händen und raschem Puls. Sie schienen



Stratosphärenflug des bekannten belgischen Physikers Max Cosyns.

Max Cosyns, begleitet von seinem Assistenten Van der Elst, ist Samstagmorgen an Bord seines Ballons, zu einem Forschungsflug aufgestiegen und hat denselben glücklich beendet. Unser Bild zeigt: Links: Max Cosyns Rechts: Der Ballon beim Aufstieg.

frisch und braun im göttlichen Morgenlicht. Man würde in den nächsten Tagen noch brauner werden, blitzend die Augen. Es kam eine unsinnige Seligkeit über das neu- geborene Menschenkind. Die machte zuerst still, aber die Kameradinnen sahen mit wortlosem Staunen der Verände- rung zu. Bald befreite sich das gestaute Lebensgefühl.

Nach zwei Wochen ging das Mädchen in die Stadt zurück. Der Arzt hatte vier verordnet. Doch jetzt genügten zwei vollaus. — Außerdem mochte man nicht warten.

Die Verwandten freilich verstanden den „Wahnwitz“ schlecht und heizten die Hölle ein für jemand, der in gottes- sträflichem Leichtsinn seine Alterspension verschleudert. Doch alle Einwände prallten nun ab.

Ein Jahr danach sehen wir unser Mädchen im Garten eines Heims, unter den weitschattenden Laubbäumen, von Bett zu Bettlein sorgend.

G. E.

Rundschau.

Nach der Abstimmung in Deutschland.

Von 42½ Millionen Stimmenden haben 38,280,000 Hitler als „Reichsführer“ bestätigt. 4,288,000 haben gewagt, Nein zu sagen. Das sind etwas mehr als 10 Prozent. Etwa zwei Prozent wurden als ungültig er- klärt. Das heißt nahezu 900,000 Stimmen. Man wird annehmen dürfen, daß diese auffallend vielen Ungültigen nicht gerade Notizen auf ihren Stimmzetteln niedergelegt, die man als „Ja“ hätte deuten können. Hätten wir also etwas über 12 Prozent nicht Einverstandene, die gewagt, dies auch schriftlich zu geben und alle Chicanen auf sich zu nehmen, denen die Neinsager sehr wahrscheinlich ausgesetzt sein werden, dann heißt dies, daß heute wieder jeder achte Deutsche den Mut hat, zu opponieren, falls eine Chance besteht, nicht erwischt zu werden.

Das gesamte Ausland, für welches die große Auf- machung dieses Abstimmungskampfes gedacht war, erklärt Zahlen und Abstimmungshandlung für wertlos. Und es ist auch wertlos, wenn das herauskommt, was sich die Pro- paganda des Herrn Goebbels gewünscht, nämlich womöglich

100 Prozent der Stimmenden für das „Dritte Reich“ ... Über es ist nicht mehr ganz wertlos, wenn sich 12 Prozent so zu zeigen wagen, wie sie sich gezeigt haben.

Die Siegesstimmung, die man bei der herrschenden Partei wohl oder übel mimen muß, kann nicht darüber täuschen, daß die Sorge der Diktatur zunimmt. Unterirdisches Wachstum der illegalen Organisation, die mit der Göringschen geheimen Staatspolizei in scharfem Kampf lebt, aber immer weniger verfolgt werden kann, weil sich ihre Fäden in Kreise hinein verzweigen, wo die Spione nicht suchen, und mehr und mehr gedeckt wird von Kreisen, die äußerlich unanfechtbar national sind, dazu Schlangenstehen vor den Lebensmittelräden wie zur Kriegszeit oder in Rußland, dazu fehlender Humor einer Bevölkerung, die nicht für den Volksstaat, die vielmehr für den Staat des „Feindes“ hungrig soll, dies alles und die Ausfuhr und Einfuhr Schwierigkeiten wachsen mit jeder Woche, die dem Winter näher führt, höher und höher.

Man kann wirklich für die Herren, die angeblich so fest an der Macht sind, Befürchtungen hegen. In der Innenpolitik zeigen alle Perspektiven lauter kommende Verschlechterungen. Das gleiche aber kann man auch von der Außenpolitik sagen. In der österreichischen Frage steht nur ein einziger Weg offen: Unterwerfung unter Mussolinis Willen. Jede Nachricht über Versöhnungsverhandlungen, die Herr von Papen betreibt, bedeutet den Verzicht auf die große „Befreiungsaktion“. Wortlos muß man zusehen, wie der 10. und 11. der Putschisten gehängt wird — die Galgen werden reichlicher geschmückt als nach den Februar-Kämpfen. Ebenso wortlos schaut man dem Treiben der Habsburger zu, deren Ziele mit den ungarischen und italienischen ziemlich parallel gehen: Kein anderes Bündnis mit dem faschistischen Deutschland als in der Form eines Bierbundes — ohne Gewährung deutscher Vorrechte in Wien.

Ein wunder Punkt scheint auch das Saargebiet werden zu wollen. Neben den Klerikalen arbeiten die Sozialisten und Kommunisten in neuer Einheitsfront. Die „deutsche Front“ wird zurückgedrängt. Die Stimmen, die den „status quo“ beibehalten wollen, die alles andere lieber wollen als die Herrschaft der Männer vom 30. Juni und 26. Juli, mehren sich. Und sie werden sich noch ganz anders mehren, falls es der Berliner Regierung nicht gelingt, in nächster Zeit andere Beweise ihrer Macht und ihres Römmens zu geben als eine Abstimmungspropaganda, deren Ausgang nur für die Naiven zu einem Siege des Systems gestempelt werden konnte.

Zieht man übrigens noch eine Anzahl von Stimmen, die nur Ja sagten, weil Hitler „die letzte Karte“ Deutschlands sein soll, von den 38 Millionen ab, dann muß man bekennen, daß man selbst nur ungern in den Schuhen Hitlers steden möchte.

Versagen der französischen Deflationspolitik.

Kein halbes Jahr ist es her, da sagten wir, es werde der Regierung Doumergue vielleicht manches gelingen, nur nicht die Heilung des Staatsbudgets mit den Mitteln, die sie anwende. Das Loch der vier Milliarden, das man durch Lohnkürzungen, durch Pensionendrosselung, durch Kürzen der Staatsausgaben und der Aufträge, die dadurch zurückgehen, stopfen wolle, werde sich erweitern, und in wenigen Monaten werde sich zeigen, daß alles umsonst gewesen sei.

Nun ja, die wenigen Monate sind um, und schon stehen wir dort, wo wir zwangsläufig stehen müssen: Der Staat, der redlich mitgeholfen, die Steuerzahler am Einkommen zu schmälern, erlebt ein Zurückgehen der Steuern und zugleich der Zölle, wie er's bisher noch nicht erlebte. Es fehlen bisher in der Kasse, auf die Hälfte des Budget-

jahres gerechnet, $3\frac{1}{2}$ Milliarden, und geht es so weiter, so werden es beim Jahresende 7 sein. Sieben aus vier zu machen, das wollte diese Regierung nicht. Wenigstens nicht in der Berechnung der Steuerrückgänge.

Fast ein halbes Jahr übertönten die außenpolitischen Erfolge Frankreichs diesen Zustand der französischen Staatswirtschaft, von dem wahlpolitisch die unmöglichsten Dinge abhangen werden. Man spricht von baldigen Wahlen, und die vereinigte sozial-kommunistische Linke erhofft einen Erfolg, wie er bisher den „Franco-Marxisten“ noch nie geblüht, eine Auferstehung der Bewegung wie zu Taurès Zeiten. Vor allem bearbeitet man jene Massen, die bisher den Radikalsozialisten gefolgt. Die Partei Herriots, der sich in das Schlepptau der Rechten nehmen ließ, soll dezimiert oder zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden.

Über auch die Rechte erhofft auf die Bertrümmerung der bürgerlichen Linken, auf einen größeren Anteil am radikalen Stimmenverlust. Und damit diese Hoffnung sich leichter realisiere, werden Projekte für eine Wahlreform besprochen.

Die alles wurde möglich, weil Doumergue mit dem Finanzregime hereingefallen. Es würde vielleicht nichts geschehen, wenn die politische Hochspannung im Abschnitt Ausland noch so groß wäre wie im Vorsommer. Man würde die Schulden notieren, wie man's im Dritten Reich macht, würde niemand eine Lücke lassen, um Aufschluß über die Bilanz der Staatskasse zu verlangen. Da aber der deutsche Gesahrenherd momentan von genügend Feuerlöschern, voran Mussolini, überwacht wird, läßt man sich gehen und eröffnet wieder das alte Schauspiel der parlamentarischen und sonstigen demokratischen Parteienkämpfe.

Die französische innerpolitische Bewölkung ist eigentlich ein mittelbarer Beweis für die zurückgegangenen Sorgen in Paris — man fühlt sich sicherer, seit Rußland im Anmarsch auf Genf begriffen ist und so ziemlich der ganze Kontinent sich dahin ausgesprochen hat, „man müsse die Soviets aufnehmen“ ... anstelle Deutschlands.

Soviets und Japan.

Die Folgen der verschiedenen Bandenkämpfe, Zugunfälle und Explosionen in der Mandchurie haben nicht auf sich warten lassen. Die Japaner nahmen eine lange Reihe russischer Eisenbahner, die bei der vielumstrittenen nordmandchurischen Bahn dienen, gefangen und behaupten, in diesen roten Russen die eigentlichen Autoreiter der Attentate festgenommen zu haben. Gleichzeitig haben sie die Verhandlungen über den Verkauf der Bahn abermals unterbrochen. Kein Mensch begreift eigentlich, was die beiden Gegner besprochen und worum sie im Grunde verhandeln. Ein reines Verkaufsgeschäft würde nicht so lange dauern. Man hat den Eindruck, alle Zusammenkünfte dienten der gegenseitigen Beispionage und hätten kaum einen andern Zweck, als die Gegner hinzuhalten.

Mittlerweile rumort es bei den fürchterlich verschuldeten japanischen Bauernmassen. Diese Kleinen wollen eine gründliche Schuldenabschüttung, nicht aber Preisauflösungen über den „Krieg von 1936“. Ihnen sind auch alle andern militärischen Fragen, beispielsweise der Verteilungsschlüssel für die Flotten, wie man ihn vor Jahren in Washington festgesetzt, gleichgültig, und sie wissen, daß eine Erhöhung der Flotte nur neue finanzielle Schröffungen für den großen Haufen bedeutet.

Selbstverständlich beobachten die Soviets Japan noch aufmerksamer als China, und eine sehr wesentliche Rolle im russischen Programm für einen eventuellen Krieg spielt die Frage, ob Japan für eine soziale Revolution reif sei. Weil aber auf diese Karte gesetzt wird, ist man in Moskau sehr nachgiebig — nach wie vor.